

*Man kann auf die Kirche nicht einschlagen wie auf eine alte Matratze, ohne sich bewußt zu sein, daß jeder Schlag den Kritiker selbst trifft.*

*Walter Kasper*

## Zeitansage

Katholikentage sind wie Kirchentage überhaupt komische Gebilde. Sie werden zelebriert wie Staatsakte und haben nicht einmal die Wirkung von Parteitag. Die Veranstalter nehmen jedes Detail so ernst wie eine Opernpremiere. Man läßt sich so stark in die Dramaturgie des Geschehens einspannen, daß man meint, jeder Schritt müsse genau überlegt und gemessen sein, damit man sich bei niemandem und nirgends blamiert. Es gibt Lagebesprechungen wie bei Generalstäben, und wenn eine Veranstaltung nicht „ankommt“, gibt es saure Gesichter, als ob ein Feldzug mißraten oder wenigstens eine Schlacht verloren wäre. Und begleitende Journalisten — meist Ganztagskatholiken wie die Veranstalter auch — nehmen die Sache so wichtig wie ihre profaneren Kollegen eine Agrar-Marathonsitzung in Brüssel oder einen Staatsstreik in einem Nachbarland. Sind aber die Tage der Unrast vorüber, die Plätze geräumt und die Stäbe auseinandergegangen, ist alles vorbei. Wenn nicht gerade Wichtigeres auf dem Programm steht, räsonnieren noch ein paar Leitartikler und Featureschreiber darüber, ob die Vorträge und Diskussionen interessant und lebendig oder mickrig und langweilig waren, ob die szenischen und musikalischen Darbietungen provinziell, schnulzenhaft, gekonnt oder gelungen waren. Ob die Atmosphäre friedlich oder gespannt, ob der Wille zum Dialog vorhanden war oder ob man sich zugeknöpft gab. Und natürlich machen sich dieselben Leitartikler auch Gedanken darüber, ob der veranstaltende Katholizismus sich öffne oder im Gegenteil mauere oder sich gar in das berühmte Getto zurückziehe. Nach einigen Monaten erscheint dann ein dickleibiger Band — der trotz erhöhter Papierpreise und Herstellungskosten von Mal zu Mal mehr Fett ansetzt —, in dem alles säuberlich gesammelt, zusammengefaßt und ediert ist, was an Referaten und Diskussionen festgehalten wurde. Parteitagbeschlüsse haben wenigstens die Chance, Parlamente zu beschäftigen und, wenn die Partei das Sagen in der Regierung hat, nach geziemenden Abstrichen praktische Politik und u. U. Gesetz zu werden. Resolutionen auf Kirchentagen finden

meist keinen anderen Niederschlag als in besagtem Buch. Bei jedem nächsten steht dann ein Journalist oder ein ähnlich neugieriger Mensch auf und erkundigt sich penetrant, was denn aus den Resolutionen geworden sei, ob sie den Adressaten — kirchlichen und weltlichen Regierungen — zur Kenntnis gebracht und in Verbänden, Diözesen und Gemeinden umgesetzt seien. Der jeweilige Präsident verweist dann mit Charme und Ausdauer auf die dickleibige Publikation, in der alles enthalten und damit auch zur Kenntnis gebracht sei. Was davon umgesetzt wurde, entziehe sich, so gesteht man direkt oder indirekt ein, allerdings der genauen Kenntnis. Regelmäßig wird ob solcher Frustration dann auch gefragt und geschrieben, ob derartige Veranstaltungen überhaupt einen Sinn hätten, wenn sie eh nichts zu verändern und zu reformieren, höchstens etwas im Sinne der Veranstalter zurechtzurücken vermöchten. Jedesmal sagt dann der jeweilige Präsident mit ebensoviel Charme und Ausdauer, nachdem dieser Katholikentag so gut verlaufen sei, wie er verlaufen ist, werde der nächste sicher stattfinden. Und so ist es dann auch.

## Diagnostisch ein Glücksfall

Aber trotz aller Kritik und aller scheinbaren und wirklichen Komik haben Kirchen-, haben Katholikentage eine Eigenschaft, die man in der Ausprägung und in dem Ausmaß bei keiner anderen Veranstaltung findet: sie sagen auf einer zwar begrenzten, aber doch genügend breiten Basis aus, wie Menschen in einer bestimmten Region und in einer bestimmten Zeit denken, beten und fühlen. Sie bringen zum Ausdruck, wo denen, die teilnehmen, Kopf und Herz steht, wie sie mit der Kirche zurechtkommen, was sie von den Weltläufen halten, was sie an aktueller Politik verkraften und wogegen sie sich auflehnen. Sie demonstrieren, in welchen religiösen Formen und Vollzügen sich der Zeitgenosse, der jugendliche, der ältere, der

mittlere, soweit er sich interessiert und abkömmlich ist, wiedererkennt, womit er sich identifiziert, welchen Strömungen und Bewegungen er zuläuft, welche Trends hochkommen und welche Anliegen, die man einmal für so wichtig hielt, daß man auf die Barrikaden ging, wieder im Unterholz versickern. Und wenn es sich in erster Linie auch um Kirchenvolk handelt, in dem sich der Geist einer bestimmten Tradition und vornehmlich kirchlich-religiöse Probleme spiegeln, so lebt der Christ heute, ob in einem geistlichen oder in einem profanen Beruf, ob in der Diaspora oder unter dem Schirm eines behütenden Gruppen- und Familienglaubens, in einer Osmose mit den Fragen, Ängsten, Nöten und Hoffnungen, die aus der Gesamtgesellschaft auf ihn einströmen und auch sein Leben prägen, befruchten oder bedrohen. In Essen war es das Sichloswinden von einer allzubewahrenden Autorität, in der Tat ein sehr kirchliches, aber in Wirklichkeit auch ein sehr profanes Thema. In Trier waren es die Bestrebungen kirchlicher Mitverantwortung, im Profanen radikalisiert in dem Stichwort „Demokratisierung“. Jetzt in Mönchengladbach war es vielleicht — man zögert etwas — das Sichfreimachen sowohl von einem utopischen Rationalismus wie von einem Voluntarismus, der mit Verstand und Wille alles Leben und Geschehen für machbar hält oder das vollendete „Reich der Freiheit“ für den „neuen Menschen“ herbeireden zu können glaubt, religiös eine Hinwendung zu Meditation und Feier, profan zu einer neuen Sachlichkeit in den Fragen nach dem Sinn der gesellschaftlichen Strukturen und des täglichen Tuns.

So sind Katholikentage wie evangelische Kirchentage — letztere freilich noch deutlicher als erstere, weil für Trends empfänglicher und diesen auch mehr ausgesetzt — Seismographen für die geringeren, mittleren und größeren Erschütterungen des Lebensgefühls, Barometer für die atmosphärischen Schwankungen in unserem kollektiven, „sozial“ sich äussernden Geisteszustand. Sie sind mit einem Wort im Negativen und Positiven, in dem, was sie hervorheben und in dem, was sie auslassen, ein zwar fehlerhaftes, aber brauchbares Instrument der Zeitansage. Gewissermaßen ein Glücksfall für Diagnose. Und da Trends sich heutzutage beschleunigen und die geistigen (und wenigstens oberflächlich auch die religiösen) Windrichtungen rascher wechseln — zwischen halblinken und dreiviertelrechts —, ist der zwei-, drei- oder (wie letztthin) vierjährige Rhythmus gar nicht so unzeitgemäß. Sie sind freilich ein etwas schwer zu handhabendes Instrument; denn der Ansager sind viele: die Veranstalter mit ihrer Konzeption, ihren Stoßrichtungen und Sicherheitsvorkehrungen, die Referenten mit ihren Ideen und Therapievor schlägen, die Prediger in ihrem zeitgenössischen Umgang mit dem Gotteswort, die Musiker mit ihren Rhythmen und Hymnen, die Teilnehmer, Hörer und Zuschauer mit ihren Gedanken, Reden und geistlich-weltlichen Vollzügen. Mönchengladbach bot noch einige zusätzliche Schwierigkeiten durch die enorme Vielzahl und Breite der

Sachthemen — nach dem Prinzip für jede denkbare oder nur irgendwie gemeinrelevante Sachfrage eine Diskussionsrunde oder einen Arbeitskreis. Akzentverschiebungen in Einzelfragen konnten kaum wahrgenommen werden, weil sie eben nur andiskutiert wurden. Und aus dem vielen Einzelnen das atmosphärisch Gemeinsame und Beherrschende herauszufinden gleicht dem Versuch, aus einem Leipziger Allerlei eine Hühnerbrühe zu destillieren. Dennoch läßt sich über das hinaus, was an anderer Stelle ohnehin angedeutet wird (vgl. S. 516 und S. 545) wohl einiges Bemerkenswerte sagen, und zwar nicht nur an Hand der Akzente, die die Veranstalter setzten, sondern auch durch das, was mehr oder weniger spontane Zutat oder Zufallserscheinung war, was ein wenig überraschte oder gegen den Strich ging.

### Nicht überall schon bei der Sache

Ich habe es schon angedeutet, mir schien in Mönchengladbach das Bemerkenswerteste ein Zug zu neuer Sachlichkeit zu sein. Und mir scheint, daß, so verschieden die Blickrichtung war, sich die Intentionen der Veranstalter mit den Reaktionen der Teilnehmer, auch jener Teilnehmer, die nicht nur zum Zuhören kamen, getroffen haben. Es wäre aber übertrieben, den besagten Zug zur Sachlichkeit, der mit einer guten Portion unbekümmerter und spielerischer Spontaneität gekoppelt war, in allen Teilen und Ecken des Geschehens zu vermuten oder zu unterstellen, und man muß wohl auch genauer hinsehen, was unter Sachlichkeit genauer gemeint sein kann. Wie bei allen Massenveranstaltungen und irgendwie politikbezogenen öffentlichen Diskussionen gab es überzogene Darstellungen und gefiel sich der eine, indem er auf den anderen eindrosch oder umgekehrt. Und jeder der kämpferisch redete und gelegentlich auch ein bißchen demagogisch agierte, wie *Norbert Blüm* in seinen Thesen zur Humanisierung der Arbeitswelt, konnte seiner Beifallsgemeinde sicher sein. Und wer, wie *Hans Maier* als politischer Pädagoge mit solidem geschichtlichem Fundus den erzieherischen Eros nicht einfach unterdrücken wollte, hatte sich mit einer ebenso äußerungsfreudigen Gegengemeinde herumschlagen. Manches, was in Kapitalismuskritik und an Ausbeutungsvokabular vorgetragen wurde, roch trotz des immer vorhandenen Körnchens Wahrheit wie ranziges Fett aus dem politischen Butterberg von neuaufklärerischen Emanzipationsparolen, der sich nur sehr langsam verkleinert. Und mancher von dreiviertel- oder ganz rechts wie der nordrhein-westfälische CDU-Kulturpolitiker *Wolfgang Brüggemann* mit seinen Anti-Marcuse-Ausführungen und seiner „Lustliste undogmatischer und sozialistischer Typen“ als Wunschgegner — daß auch er Sachliches sagte und noch mehr zu Sachlichkeit aufforderte, sei angemerkt — oder wie der Akademikerverbandsvorsitzende *Lothar Bossle* mit seiner Sozialismuskritik schlug auf Mücken ein, die sich schon wieder hinter Gardinen

verkrochen haben oder drauf und dran sind, den Raum freiwillig zu verlassen. Das alles gab es auch, und zwar in einer beträchtlichen Spannweite, auch wenn das, politisch gesehen, alles aus einer Partei kam und die wenigen Vertreter aus dem anderen politischen Lager verbindlicher und zurückhaltender wirkten. Nicht ganz sachbezogen erschien auch einiges, was unter ökumenischer Flagge lief. Man hätte sich die Kreuzestheologie des katholischen Parts im ökumenischen Gottesdienst in der Gero-Anlage als etwas anderes vorstellen können denn als Repetition der Siege „in signo crucis“ von der Schlacht an der Milvischen Brücke bis in unsere Tage. Ganz und gar nicht sachlich war einiges an der Schlußkundgebung: auf seiten des „gastgebenden“ Landesvaters nicht, als *Heinz Kühn*, frei von der Lust zur Sonntagsrede, mit zwiespältigem Mut die Spannungen zwischen Kirche und Regierungslager beschwor, diese aber zugleich ummünzte in ein Zerwürfnis zwischen Kirche und Staat; und auf seiten der Kundgebungsteilnehmer nicht, als diese den Bundespräsidenten mit anhaltenden Pfiffen empfinden.

Ein wenig vorsachlich mutete stellenweise trotz guter Gesamtkomposition auch das den Tag jeweils zusammenfassende „Gebet zur Sache“ an. Gott, Gott, kein Kardinal und kein Bischof war bei den Obdachlosen, und ach Gott, Gott, kein Klassenzimmer und nur Turnsäle für das Thema Behinderte. Und immer wieder Gott, Gott. Und wir armen Tröpfe, die unser schlechtes Gewissen mit Schlaftabletten beruhigen, während der Schriftgelehrte Nikodemus, der des Nachts den Rabbi Jesus aufsuchte, keine nahm, „keine einzige“. Wie hatte *Klaus Hemmerle* in der Eröffnungsbetrachtung gesagt: Woher soll der zeitgenössische Mensch mit seiner Ichbefangenheit wissen, „ob er der Habakuk ist, den der Engel beim Schopfe packt, oder der Münchhausen, der sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen versucht“? Habakuks schienen das nicht zu sein. Aber sie spiegelten in einer ehrlichen Weise unsere Lage, in der wir Gebet erst wieder lernen bzw. erfahren müssen.

Auch all das war Zeitanzeige: das Sich-in-Positur-Bringen gegen den Machtfaktor Bischof (siehe „Rheinischer Merkur“), die antikapitalistischen und antisozialistischen Hiebe mit vielen Luftstreichern, die dicke Luft zwischen Regierungsparteien und bekennenden Katholiken als Folge und Begleiterscheinung der Auseinandersetzungen um das Abtreibungsstrafrecht, um schulische Rahmenrichtlinien, um die Stellung der freien Träger in der Erwachsenenbildung und in der Sozialhilfe und manches andere. Und schließlich die inneren, schlecht ritualisierten Quälereien von manchen Veranstaltern und Mitveranstaltern, die selbst noch in der Liturgie Gebet als Vorjammern verstehen, jenes noch verkrampte Ringen zwischen religiös überformter Subjektverhaftetheit und der Öffnung auf den Gott der Bibel durch dankende Annahme der eigenen Kreatürlichkeit und der Annahme der Nachfolge unter der Signatur des Kreuzes.

## Dennoch eine gewandelte Situation

Aus dieser Grauzone herauszutreten gelang den weit abseits vom Zentrum des Katholikentages diskutierenden und Gottesdienst feiernden „Solidaritätsgruppen“ übrigens, wenn nicht besser, so doch in natürlicher Weise. Der Kehrsvers „Was leicht gedacht und schön gesagt, ist noch lange nicht getan“ machte hier den Prozeß der Selbsternüchterung bei aller parteilichen Beschäftigung mit Chile, Radikalen und Menschenrechten deutlich. Das Eingeständnis des Moderators bzw. Zelebranten, man sei diskutierend mit den Problemen wohl nicht ganz zu Rande gekommen und man wolle nun alles ins Gebet münden lassen, war wohl doch ein Hinweis darauf, daß Einsicht allemal noch eine Vorstufe zum Gebet sein kann. Vielleicht wird daraus auch ein neuer Zugang zur „Eucharistiefähigkeit“.

Was auf diesem Platze weit abseits vom offiziellen Geschehen und an manch anderer mehr dem „Vollzug“ als der puren Reflexion zugeordneten Stätte und bei Gruppen, die vielen „Orthodoxen“ immer noch mehr als suspekt erscheinen, wenn auch nicht ganz ohne Hebammendienste, so doch ohne große Geburtsschmerzen vor sich ging, zeichnete sich in den Vortrags- und Diskussionsräumen nicht einheitlich, aber vorherrschend noch prägnanter ab. Und wenn angesichts so vieler Themen und Plätze auch jeder Eindruck notwendig einseitig ausfallen muß, so fiel doch dreierlei auf.

1. eine dezidierte Zuwendung zu den Sachfragen. Problemlagen der verschiedenen Lebensbereiche konnten wieder differenzierter ausgesprochen und mit weniger vorgefertigten Globalurteilen und gängigem ideologischem Ballast diskutiert werden. Diese Tendenz setzte sich vielleicht noch am wenigsten durch bei Themen wie „Entwicklung“, „Dritte Welt“, „Mission“ und „Frieden“. Die Hilflosigkeit angesichts der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im größeren Teil der Welt, den die Entwicklungsländer bilden, und der Abstand zwischen dem Wohlleben in westlichen Industriestaaten und der Hungerexistenz in den ehemaligen Kolonialländern ist zu groß, als daß sich Publikum und Diskussionspartner vereinfachten Lösungen und Schlagworten entziehen konnten. Sie machte sich aber deutlicher bemerkbar in den Diskussionsgruppen und Arbeitskreisen, die sich mit Themen befaßten, die man gemeinhin gerne unter dem Attribut Lebenshilfe zusammenfaßt: Familienprobleme, Situation der Frau, Freizeitgestaltung. Bloße Emanzipationsparolen schienen hier sehr viel weniger gefragt, als man dies von Veranstaltungen mit gleicher Thematik in den letzten Jahren gewohnt war. Selbst über die Situation der nichtberufstätigen Frau konnte ohne große Animosität geredet werden, und was lange verpönt war, schien wieder Oberwasser zu gewinnen: Nicht mehr Gleichmacherei um jeden Preis, sondern Mut zur Annahme unterschiedlicher Rollen und Lebensverhältnisse.

2. Mit einem stärkeren Zug zum Realismus, zur Auseinandersetzung mit den Lebensverhältnissen, so wie sie sind, erhielt auch das selbst in kirchlichen Diskussionsveranstaltungen der letzten Jahre wie selbstverständlich durchbrechende Anspruchsethos einen kräftigen Dämpfer. Wie Gleichheit nicht mehr als das alles regulierende gesellschaftliche Ziel und Gestaltungsprinzip erschien, so entwickelte man insgesamt auch wieder mehr Sensibilität für die „Sozialpflichtigkeit“ der eigenen Freiheit. *Hans Maier*s Forderung nach einer neuverstandenen Freiheit, „für die die Hilfs- und Ergänzungspflicht des Menschen nicht Gegenbild und Störung ist, sondern zugehöriges Element der Freiheit selbst“, blieb nicht ohne Widerspruch. Aber *Maier*s einfache Formel konnte nicht gut widerlegt werden: „Freiheit als Emanzipation ist nur möglich, solange (der) Vorrat reicht. Sind die Normen und Traditionen erschöpft, von denen man sich emanzipiert, fällt auch die Emanzipation dahin.“

3. Ein nicht bis zur Unkenntlichkeit durch Sozialaktivismus und Kirchenpolitik durchsetzter und überwucherter Glaube hatte wieder eine Chance. Das sterile Gezänk zwischen „konservativ“ und „progressiv“ beherrschte die Szene nicht mehr. Das mag von manchen als Rückzug aus den Problemen gewertet worden sein. Ich meine, es war in erster Linie aber doch eine genauere Besinnung auf das, was dem Christen und der Kirche als konkreter Lebensgemeinschaft aufgegeben ist. „Die Kirche“, so formulierte es *Walter Kasper*, „soll den Menschen dadurch nahe sein, daß sie ihre vielfältigen, leiblichen, seelischen und sozialen Nöte von ihrer letzten Wurzel her, der Entfremdung von Gott als dem Ursprung und Ziel des Menschen, zu heilen versucht“. Und man hatte den Eindruck, *Kasper* sei auch verstanden worden, als er seinen Zuhörern einschärfte: Das Aufregendste an der Kirche seien allemal noch ihre Heiligen gewesen. Auch dies war Zeitanzeige, vermutlich sogar eine sehr notwendige.

## Eine ziemlich schwere Verpflichtung

Niemand wird selbstverständlich sagen wollen, das, was in Mönchengladbach von einzelnen Referenten oder Diskutanten ausgesprochen oder in einzelnen Gruppen und Veranstaltungen praktiziert wurde, sei für unsere jetzige Situation auch schon prägend. Und niemand wird so ganz sicher sein, ob solches nicht auch bei aller gleichzeitigen Betonung der sozialen Realisierung des geforderten Glaubensdienstes im Sinne des lang ersehnten Rückzugs auf die religiöse Welt von gestern mißverstanden wurde. Auch besagt etwas mehr Spontaneität im religiösen Tun noch nicht unbedingt einen Zuwachs an religiöser Tiefe. Es kann sein, daß vieles einfach Ausdrucksbedürfnis eines gewandelten Lebensgefühls ist, das sich eben deshalb gewandelt hat, weil es durch Dauerreflexion einfach überfordert ist. Auch sind die Probleme, mit denen wir uns in den letzten Jahren herumgeschlagen haben, von den Fragen der institutionellen und informellen Mitverantwortung in der Kirche bis zur viel umfassenderen Frage nach dem zeitgerechteren Glaubensvollzug, der genügend missionarische Kraft hat, um von anderen verstanden zu werden, nicht erledigt. Die Chance und Verpflichtung der Stunde liegt ganz offensichtlich darin, nicht zum Rückzug zu drängen oder sich im Strom der größeren Ruhe dahin treiben zu lassen, sondern diese Phase der Besinnung zur Aufarbeitung zu nutzen und dort mit dem Stachel zu löcken, wo Lebensenergien verkümmert sind. Viele sind klug geworden in der Kirche und wissen nun, wie wir es nicht machen sollen und wie es nicht weitergeht. Wie es aber weitergeht und welchen Proviant wir mit auf den Weg nehmen können, ob die ersten Zeichen einer wiedergefundenen Stabilität für einen Aufbruch reichen, wissen wir größtenteils nicht. Die Verpflichtung, sich unaufhörlich darüber Gedanken zu machen, damit wir nicht in der nächsten Wüste verdursten, erscheint mir ziemlich gravierend.

*D. A. Seeber*

## Kirchliche Vorgänge

### Besinnung, aber keine Kehrtwendung im Weltkirchenrat

Die Tagung des Zentralaussschusses des ÖRK in Berlin vom 11. bis 18. August 1974 (HK, September 1974, 497) hat dank vielfältiger Opposition gegen das (vermeintliche) Programm des

„Genfer Stabes“ seitens deutscher Landeskirchen, vor allem der Evangelikalen wie der Orthodoxen (HK, Mai 1974, 228 und Juli 1974, 335), die erstrebte Kurskorrektur zum Kern des

Evangeliums hin gebracht, richtiger wohl: die notwendige Kursbereinigung gegenüber Mißverständnissen einseitiger und unzureichender Kommunikation. Das zeigt sich deutlich an dem